

# HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 10

50. Jahrgang

Oktober 1996

*Jeder Mehrgewinn an Freiheit ist im Sinne  
des Evangeliums, dem nur wirklich freie  
Menschen gehorsam sein können.*

*Bischof Joachim Wanke*

## Kirche als Gegenkultur?

Man traut seinen Augen nicht. Wer sich für Reformen in der Kirche einsetzt, läuft – so sehen es manche – nur dem Zeitgeist nach. „Spießer“ sollen es sein, die sich dafür verwenden, daß der Graben zwischen den Plausibilitäten heutiger Kultur und dem Glauben der Christen nicht unnötig breit und tief wird. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, ironisieren diejenigen, die sich für den Erhalt dessen aussprechen, was sie für spezifisch katholisch halten.

Gegen das Kirchenvolksbegehren machte man sich eine Bemerkung von *Johann Baptist Metz* zu eigen, der sich von einem Kirchenreformismus distanziert hatte, der in Gefahr sei, das Christentum im Sinne „unserer mitteleuropäischen Bürgerlichkeit“ auf eine vordergründige Weise „menschenfreundlicher“ zu machen. Die Widerständigkeit der christlichen Botschaft preisen diejenigen, die selbst oder deren Vorgänger innerkirchliches Widerstandspathos bisher eher als typischen Ausdruck einer übersteigert emanzipatorischen 68er Gesinnung kritisierten.

---

### Die Zeitgeistkritik ist nicht weniger zeitgeisthaltig

---

Verkehrte Welt? Von konservativer Seite wird immer wieder auf eine Weise Kritik laut gegen kirchliche Entwicklungen, daß man den Eindruck haben könnte, als sei diesen Kritikern der *Graben zwischen moderner Kultur und christlichem Glauben* nicht tief und breit genug, als solle die Kirche zu einer Art Gegenkultur werden. Dieser Lesart nach hat die katholische Kirche mit dem „aggiornamento“ von Konzil und Nachkonzilszeit des Guten zuviel getan – wenn man dies

denn überhaupt auch nur im Ansatz für gut hält. Die Hinwendung der Kirche im Konzil zur „Welt von heute“ gerät schlichtweg zum Sündenfall. Man geißelt den zu großen Optimismus der Konzilsjahre. Wittert bürgerlich-liberale Anpassung, wo es gelte, Entschiedenheit, Profil – „gelegen oder ungelegen“ – zu zeigen.

Einige meinen in dieser Anpassung gar die Ursachen für eine verhängnisvolle Entwicklung zu erkennen, die die Kirche in den vergangenen 30 Jahren genommen habe und die sie in erster Linie als *Rück- bzw. Niedergang* erleben. Wo die Kirchen leerer werden, der Priesternachwuchs ausbleibt, der kulturelle und gesellschaftliche Einfluß des Christentums abnimmt, glaubt man in einer zu großen Nachgiebigkeit und Anpassungsbereitschaft in Kirche und Theologie einen wesentlichen Grund dafür erkannt zu haben. Welche Anziehungskraft könne von einem Christentum ausgehen, so wird gefragt, das lediglich hinter dem herlaufe, was die säkulare Welt auch schon tut und denkt.

Selbst wenn in diesem Zusammenhang der Zeitgeist als beliebte Zielscheibe von Spott und Distanzierung dient – selbstredend hat das, was hier zur Diskussion ansteht, *eng mit dem Zeitgeist zu tun*. Ist es doch beileibe kein Zufall, daß zur selben Zeit, in der diese verstärkte Distanzierung von der Gegenwartskultur innerhalb der Kirche an Bedeutung gewinnt, „Modernität“, „Fortschritt“, „Zukunft“ eine deutliche Abwertung erfahren.

Der Fortschrittsoptimismus Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre ist eben verfliegen. Die Hoffnung, mit rationaler Steuerung die großen Fragen der modernen Industriegesellschaft, Arbeitslosigkeit und Ökologie, die ungleiche Verteilung der Ressourcen auf dieser Erde, die Bevölkerungsent-

wicklung u.v.a. über kurz oder lang in den Griff zu bekommen, wird nur mehr zurückhaltend oder in bezug auf überschaubare Teilbereiche geäußert. Die „Dialektik der Aufklärung“ sorgt auf unterschiedlichsten Gebieten des privaten wie gesellschaftlichen Lebens für Unsicherheiten, Ängste, Orientierungslosigkeit... die besten Voraussetzungen dafür, daß die Distanz zur Welt unter Gläubigen, durchaus nicht nur in Teilen des Lehramtes, erstaunlich groß ist.

Wenn die Gegenwartskultur heute von vielen Zeitgenossen skeptischer und kritischer gesehen wird als noch vor wenigen Jahrzehnten, so setzt sich einiges davon naturgemäß auch in den Kirchen fort. Die unübersichtliche, weil äußerst *plural gewordene innerkirchliche Lage* läßt manche an der Gesamtentwicklung zweifeln, die die katholische Kirche nimmt. Ein identitätsstiftendes Wir-Gefühl früherer Zeiten besteht unter Katholiken in dem Maße weniger, wie man innerhalb der säkularen Gesellschaft immer weniger unterscheidbar ist. Die moderne Theologie steht unter dem Verdacht, lebenswichtige Glaubensgewißheiten zu gefährden.

Was ist in dieser Lage naheliegender, als sich auf diejenigen Traditionen des Christentums zu besinnen, die eine größtmögliche Distanz zur Welt fordern? Wir erleben – um es soziologisch zu sagen – Versuche, eine „Gegenmoderne“ zu errichten. Eine vermeintlich zwingende Gültigkeit von Normen, Lehrsätzen, Institutionen wird behauptet – im vollen Wissen, daß eben dies nicht der Fall ist. Obwohl die moderne wissenschaftlich-technische Zivilisation manche alte Selbstverständlichkeiten faktisch beseitigt hat, setzt man auf eine „hergestellte Fraglosigkeit“ (Ulrich Beck).

### Nicht jede Fremdheit von Glaube und Kirche ist immer schon gefährlich

Überraschend ist daran lediglich die *Sprache*, in der diese künstliche Fraglosigkeit eingeklagt wird. Anleihen macht man dabei ausgerechnet bei einer sich gesellschaftskritisch verstehenden Theologie. Der von Johann Baptist Metz inspirierte Beschluß „Unsere Hoffnung“ der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland zeichnete in der ersten Hälfte der 70er Jahre für das Christentum die „Gefahr der Überanpassung an eine Lebenswelt, auf deren Definition und Gestaltung es kaum mehr Einfluß nimmt“.

Was damals als schlechte Anpassung problematisiert wurde, ist nicht dasselbe, was heute unter demselben Stichwort innerkirchlich gebrandmarkt wird. Politische Theologie zielte auf Aufklärung über eine bürgerlich-liberale, aber damit auch in gewissem Sinne „ungefährlich“ gewordene, weil zum individuell genutzten Therapeutikum verkommene Religion ohne gesellschaftskritische Kraft.

Bei denen, die heute verbale Anleihen bei einer gesellschaftskritischen Theologie machen, geht es dagegen um Fragen der *Individual- bzw. Sexualmoral* und das Einhalten *kirchlicher Disziplin*, von denen die angezielte Ungleichzeitigkeit des Christlichen ausgehen soll. Aus der Not einer im-

mer weniger zu überbrückenden Kluft zwischen dem Status quo und in der Kirche geäußerten Reformwünschen wird die Tugend einer manchmal fast manichäisch anmutenden notwendigen *Fremdheit von Glaube und Kirche in der modernen Gesellschaft* gemacht. Eine Fremdheit, die mindestens so ungefährlich ist wie die bürgerlich angepaßte Religion, von der die Würzburger Synode in ihrem Hoffnungsbeschluß sprach.

### „Gaudium et spes“ und die Option für den Hasen

Dabei ist die Befürchtung durchaus nicht abwegig, Glaube und Kirche könnten Schaden nehmen, wenn lediglich versucht würde, sie *modernitätsverträglicher* zu gestalten. Gerade in gemischtkonfessionellen Ländern legt sich der Vergleich mit der Lage jener Kirchen nahe, in denen ein höheres Maß an Modernitätsnähe Platz gegriffen hat und in denen manches von dem realisiert ist, von dem sich viele Katholiken wünschten, ihre eigene Kirche würde sich in diesem Sinne verändern. Trotzdem ist der innere Zustand des Protestantismus nicht so, als daß man wie selbstverständlich zur Überzeugung käme, wenn sich die katholische Kirche erst einmal ihres viel beschworenen Problemstaus entledigt hätte, brächen für sie goldene Zeiten an.

Dennoch: das bloße Festhalten am Status quo und dem Beschwören von etwas vermeintlich überzeitlich Gültigem schafft noch nicht die Art von *Ungleichzeitigkeit*, die als produktive und kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwart auf andere anziehend wirken könnte. Verweigerung gegenüber geschichtlicher Entwicklung, Festhalten an Anachronismen weckt allenfalls mitleidiges Kopfschütteln. Diese Art Widerständigkeit mag eine gewisse Exotik ausstrahlen, aber inspirierende und korrigierende, Nachdenken erzeugende, in einem nichtfundamentalistischen Sinne kritische Impulse für eine Gesamtgesellschaft gehen davon nicht aus. Und auch dort, wo die Moderne selbst nachdenklich geworden ist, gelingt es auf dieser Basis kaum, sich in das Gespräch der Gesellschaft einzuklinken.

Als das Fallbeispiel schlechthin für diesen Zusammenhang kann weiterhin die Auseinandersetzung um die *ethische Bewertung künstlicher Mittel der Empfängnisregelung* herhalten. Nicht problematisch ist dabei, daß die katholische Kirche in dieser Frage eine Position vertritt, die gesamtgesellschaftlich keine Akzeptanz findet. Damit könnte sie leben, wenn es denn eine Position wäre, die Kernschichten des Kirchenvolkes teilten und – vor allem – sich hinreichend überzeugend rational wie aus der Offenbarung begründen ließe. Dies verhindert jedoch bekanntermaßen ein naturalistischer Biologismus, der der Begründung in „*Humanae vitae*“ zu grunde liegt.

In dieser Situation hilft es nicht weiter, wenn Lehramtsvertreter *Feministinnen* zu Kronzeugen für eine Problematisierung von Kontrazeptiva anrufen. Wenn Frauen die Verwendung künstlicher Kontrazeptiva problematisieren, haben sie dafür andere Gründe, als diejenigen, die die katholische Kirche dafür anführt, diese Mittel für sittlich unerlaubt zu hal-

ten. Die Einsicht in die Schattenseiten und Nebenwirkungen dieses pharmazeutischen Eingriffs in den Körper der Frau und dessen komplexe Folgewirkungen auf Paarbeziehungen und Sexualverhalten ist das eine, etwas anderes ein Verbot, das auf einem anthropologisch schwer haltbaren Naturbegriff beruht.

Eine Tragik der kirchlichen Position besteht darin, daß man sich durch die gewählte Argumentation den Zugang auch zu jenen versperrt hat, die sich einen kritischen Blick auf die Schattenseiten der Moderne bewahrt oder neu errungen haben, ohne deswegen in eine Fundamentalopposition zu verfallen. Erst nach einer grundlegenden Revision der eigenen Argumentation in Fragen wie der ethischen Bewertung von Kontrazeptiva hätte der kirchliche Einspruch Aussicht, von nachdenklichen Zeitgenossen ernst genommen zu werden. Aussicht gehört zu werden hat nur derjenige Kritiker der Gegenwartskultur, der sich auch tatsächlich in diese hineinbegibt, sich bemüht, ihre Ambivalenzen auszuhalten, und nicht derjenige, der mit ihr gegebene Handlungsmöglichkeiten pauschal als unethisch bewertet, ohne dies aber plausibel machen zu können.

Das genau ist jene Konstellation, die Johann Baptist Metz mit dem Märchen vom *Hasen und vom Igel* näher beschrieben hat. Der Hase arbeitet sich in der Ackerfurche ab, geht Risiken ein, während der Igel jeweils am Ende der Furchen den Eindruck erweckt, immer schon dazusein. Eine Kirche, die meint, sich dieses Laufen in den Ackerfurchen der Moderne sparen zu können, im vermeintlich sicheren Wissen, immer schon die Wahrheit zu besitzen, verkörpert jenen „theologischen Igeltrick“ des „Ick bün all hier“.

Der Weg des Konzils bzw. von „Gaudium et spes“ war – um in diesem Bild zu bleiben – die Option für den Hasen: Kirche lebt Zeitgenossenschaft, indem sie solidarisch Anteil nimmt an den Freuden und Sorgen aller Menschen guten Willens. Sie definiert sich nicht aus dem „gegen“, wie sie dies in den letzten beiden Jahrhunderten oft tat, sondern setzt sich den Fragen und Risiken, den Entscheidungszwängen und mitunter schwierigen Güterabwägungen aus, denen alle übrigen Menschen auch ausgesetzt sind. Sie behauptet nicht vorgebliche Fraglosigkeiten, obwohl offensichtlich ist, wie wenig fraglos sich die betreffende Angelegenheit für die Menschen tatsächlich darstellt.

Eine Bewährungsprobe bedeuten in dieser Hinsicht für die Kirche gerade solche Fragen, wie sie sich zunehmend häufiger stellen, in denen Entscheidungen sich nicht unvermittelt aus dem Neuen Testament oder der (frühen) kirchlichen Tradition abrufen lassen – Beispiele: Frauenordination, Religionsdialog u. a. –, weil die entsprechenden Fragen sich so nicht stellen, wie dies heute der Fall ist. Eine über Gebühr herausgestellte Distanz zur modernen Gegenwartskultur würde sich als der große Verhinderer für jede Form von Wandel und Reform erweisen, weil sich auch die unverdächtigste Reform immer als eine vermeintlich schlechte „Anpassung“ denunzieren läßt.

Ganz zu schweigen davon, daß eine Kirche, die sich aus dem Modell des Widerstands gegen die moderne Gegenwartskul-

tur heraus definieren wollte, leugnen würde, wie sehr Christliches in eben diese Kultur Eingang gefunden hat – selbst wenn es als solches in vielen Fällen heute nicht erkennbar ist, wenigstens nicht auf den ersten Blick.

Keine Frage, die Kirche muß dort, wo dies von der Sache her angezeigt ist, Ungelegenes verkünden, prophetischen Einspruch wagen, Anstoß erregen, gerade auch auf ethisch-sozialem Gebiet. Bei der Glaubensvermittlung und der Gestaltung kirchlicher Lebensformen darf es nicht um Modernitätsverträglichkeit um jeden Preis gehen. Theologumena wie das Gericht oder das Kreuz u. a. können nicht aus Gründen einer vermeintlichen Menschenfreundlichkeit unterschlagen werden, weil sie einem modernen Bewußtsein als schwer vermittelbar gelten. Nur setzt all dies voraus, daß man sich auch tatsächlich dem wahrlich nicht leichter werdenden Vermittlungsproblem stellt.

### Das mißverständliche Wort von der Anpassung

Insofern ist auch das von Befürwortern wie Gegnern gern gebrauchte Wort „Anpassung“ in dem Zusammenhang mehr als mißverständlich. Es unterstellt, als stünden sich hier zwei Größen gegenüber: die Welt, die ihren Weg unbeirrbar geht, sich wandelt, und ein Christentum, das sich im Takt dessen, was die als eigenständige Größe gedachte Welt vorgibt, nachvollzieht, auf sich anwendet und sich dem passend macht. So als gebe es ein Christentum pur, das sekundär immer wieder neu an die sich je verändernden, ihm aber äußerlichen weltlichen Verhältnisse anzupassen wäre.

Kirche und Welt lassen sich nicht wie zwei getrennte Größen denken, die sich gegenüberstehen. Kirche lebt zu jeder Zeit aus und mit den Menschen einer jeweiligen Zeit. Sie ist immer schon involviert, um nicht zu sagen: inkarniert in das, was Menschen einer bestimmten Zeit tun, denken, entdecken – auch wenn sie darin nicht aufgeht und nicht aufgehen darf. Dies hat selbstverständlich Rückwirkungen auf den unterschiedlichsten Gebieten christlichen Lebens, in den kirchlichen Strukturen, auf den verkündeten Glauben und seine Ausdrucksformen, auf die Menschen, die mit und in diesem Glauben leben. Vor allem aber hat es Folgen auf die Art und Weise, mit der die Kirche auf die sie umgebende und mit ihr zutiefst verbundene Kultur gegenübertritt: ob es dieser Kultur etwas zutraut oder ob man ihr in erster Linie im Verdacht begegnet, ob man auch Aporien auszuhalten bereit ist oder sich einer Widerstandsrhetorik befleißigt, die den realen Verhältnissen nicht gerecht wird.

Es geht um nicht weniger als die Frage, ob die katholische Kirche zu der von ihr im Konzil bekundeten Solidarität mit der Welt und ihren Menschen stehen will. Ob der programmatische Satz aus „Gaudium et spes“ (noch) gilt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger...“ – und wie man heute hinzufügen würde – und Jüngerinnen „Christi“.

Klaus Nientedt